

nem Aspekt der großen Stadterzählung, der „Master Narrative“ – falls es eine solche überhaupt gibt oder geben sollte.

Dieser Beitrag ist, da das Museum gerade erst ein Jahr in Planung ist, kein Beitrag aus der schon gelebten Museumspraxis, sondern ein noch theoretisch ausgerichteter.

1. Kulturelle Gedächtnisse der Stadt

1.2 Transkulturelle Blicke

Zwar soll es hier in der Tat um theoretische Überlegungen gehen oder besser um konzeptionell-methodische, aber stets rückgebunden an den konkreten Zweck des Nachdenkens – nämlich um die Planung eines Stadtmuseums in Stuttgart. Ich beschäftige mich nun zunächst mit Erinnerung und Gedächtnisformen, dann schon ein wenig konkreter mit neuen Blickrichtungen und Zugängen zur Verortung derselben in einem – noch lediglich vorgestellten – Stadtmuseum. Genauer gesagt wird es darum gehen, wie das Konzept der Transkulturalität dabei sinnvoll sein kann. Später geht es darum zu zeigen, wie sich ein veränderter Blick auf Objekte und den Sammlungs-aufbau auswirken und welche Rolle Partizipation bei Konzeption, Sammlung und Vermittlung spielen können.

2.2 Kulturelle Gedächtnisse in der Stadt

„Solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein wird“, sagt der Schriftsteller Martin Walser und beschreibt damit nicht nur den Kern von Musealisierungprozessen, sondern führt auch in die komplexen Prozesse der Verortung von Gedächtnis und Erinnerung. Das, was gewesen ist, ist in der Erinnerung niemals dasselbe wie die einstige Gegenwart. In der Erinnerung wird die Perspektive der Gegenwart in die Vergangenheitserzählung eingewoben. Erinnerung und Gedächtnis haben seit Jahren Hochkonjunktur in der Geschichtswissenschaft, in Museen, in der Pädagogik, in den Medien, in vielen Diskursen besonders in der deutschen Öffentlichkeit. Dabei wird der Schwerpunkt inhaltlich vor allem auf die NS-Zeit gelegt und auf die Zäsur, die sich aus dem Generationswechsel ergibt, dem Sterben der letzten Menschen, die die Zeit zwischen 1939 und 1945 als Erwachsene erlebt haben - Zeitgeschichte wird zur Geschichte, Erfahrungen zu Erinnerungen.²

„Lieux de mémoire“ / „Orte der Erinnerung“ werden als Konkretionen kollektiver Gedächtnisprozesse benannt, aber nirgends finden sich Gedächtnisorte der Migration. Etienne François und Hagen Schulze, die Verfasser der Deutschen Erinnerungsorte gehen sogar explizit auf Migration ein und klassifizieren das Gedächtnis der Immigranten in der Einleitung zu ihrem Erinnerungsbuch schlicht als nicht erfassbar: Das kollektive Gedächtnis der jungen Deutsch-Türken, der Spätaussiedler, der Kriegsflüchtlinge und „Asylanten“ entziehe sich „notwendigerweise“ ihrem Blick.³

Kein Platz für Migration also in der Erinnerung - der handlungsbezogenen Wortvariante - und im Gedächtnis - der statusbeschreibenden, infrastrukturellen Komponente des Wortpaares; kein Platz für Migration in deutschen Geschichtserzählungen, Archiven und Museen. Wie kann ein Stadtmuseum das ändern? Dazu müssen wir uns zunächst intensiver den Bezeichnungen und dem Bezeichneten zuwenden:

Dr. Anja Dauschek, Dr. Caroline Gritschke - Stadtmuseum Stuttgart

Der transkulturelle Blick – Migration im Stadtmuseum des 21. Jahrhunderts am Beispiel des geplanten Stadtmuseums Stuttgart

Stuttgart plant ein Stadtmuseum. Das ist einerseits erstaunlich, andererseits aber auch wieder nicht. Erstaunlich deshalb, weil Stuttgart neben Wiesbaden die einzige Landeshauptstadt ist, die bisher kein Stadtmuseum hatte. Andererseits ist es aber auch nicht erstaunlich, denn Geschichte spielte im Selbstverständnis der Stadt – oder besser gesagt im Selbstverständnis der Verwaltung und des Gemeinderats als Repräsentanten der Stadt – keine entscheidende Rolle. Stuttgart ist eine Stadt, die sich schon immer sehr konsequent auf die Zukunft ausrichtete.

Seit gut einem Jahr nun planen wir das Stadtmuseum Stuttgart. Es soll Ende 2012 im Wilhelmshaus am Charlottenplatz eröffnet werden – also in zentraler Lage mit Blick auf Altes und Neues Schloss und das neue Kunstmuseum. Das Wilhelmshaus ist heute der zentrale Standort der Stadtbücherei, die 2011 in ein spektakuläres neues Gebäude auf dem Gelände von Stuttgart 21 umzieht.

Warum jetzt also ein Stadtmuseum? Auf der einen Seite ist es dem Engagement von Bürgern mit Interesse an der Stadtgeschichte zu verdanken, die nicht locker ließen. Auf der anderen Seite der politischen Erkenntnis, dass in einer Stadt, deren Einwohner zu 40% einen Migrationshintergrund haben, Fragen rund um eine mögliche gemeinsame städtische Identität im Rahmen der Integrationsleistung der Stadt wichtig sind. Stuttgart ist die Stadt in Deutschland mit dem höchsten Anteil von Migranten in der Bevölkerung. Bis wir Ende 2012 unser Museum eröffnen, werden die Kinder in den Schulklassen, die hoffentlich zahlreich zu uns kommen, zu 50-70% einen so genannten Migrationshintergrund haben.¹

Die Frage für uns – und ich möchte es gleich vornweg sagen – wir haben noch keine Antwort darauf, ist: Wie können wir für ein solchermaßen diverses Publikum ein Stadtmuseum konzipieren? Was charakterisiert denn Stuttgart als gemeinsame Heimat oder vielleicht auch nur gemeinsamer Wohnort von 170 Nationen?

Wir stehen vor vielfältigen Aufgaben, deren erste es ist, Begriffe zu klären, um eine Grundlage dafür zu schaffen, die jüngere, durch Migration geprägt Stadtgeschichte zu erforschen. Wir stecken mitten in diesem Prozess, dessen Ziel es ist, einerseits die Geschichte der Migration seit dem Ende des 2. Weltkrieges überhaupt zu schreiben und sie andererseits zu einem Teil der Ausstellung zur Stadt zu machen – und zwar zu keinem separaten Teil, sondern zu ei-

¹ Als Personen mit Migrationshintergrund werden definiert „alle nach 1949 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland Zugewanderten, sowie alle in Deutschland geborenen Ausländer und alle in Deutschland als Deutsche Geborenen mit zumindest einem zugewanderten oder als Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil“ - Statistisches Bundesamt, Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2005. Abgerufen in Wikipedia am 28.5.2008

² vgl. zu diesen Umdeutungen die Krupp-Vorlesungen zu Politik und Geschichte 2006/7 von Aleida Assmann gedruckt als: Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung, München 2007

³ Etienne François; Hagen Schulze (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 1, München 2001, S. 22.

Kulturelle Gedächtnisse oder transkulturelles Gedächtnis?

In Rezeption der Gedächtnistheorien von Maurice Halbwachs hat sich der Ägyptologe Jan Assmann - wie Sie sicher wissen - eingehend mit den unterschiedlichen Formen der Erinnerungen und den Trägern des Gedächtnisses beschäftigt. Die individuellen Erinnerungen verschiedener Menschen in einer bestimmten Zeit - synchron also - münden in das kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft, das zunächst ein kommunikatives ist, das von einer Generation zur nächsten weitergegeben wird. Die andere Form des kollektiven Gedächtnisses, das kulturelle Gedächtnis, richtet sich dagegen auf „Fixpunkte in der Vergangenheit. Vergangenheit gerinnt hier [...] zu symbolischen Figuren, an die sich die Erinnerung heftet“.⁴ Die Teilhabe am kulturellen Gedächtnis ist immer differenziert: Bewahrer des Gruppengedächtnisses, die das kulturelle Gedächtnis formen sind u.a. Schriftsteller, Erzähler, Künstler, Gelehrte. Das kulturelle Gedächtnis ist anders als kommunikative Form nicht unmittelbar zugänglich, sondern bedarf der Einweisung, die an Sprache und an das Verständnis kultureller Codes geknüpft ist.

Selten werden die unterschiedlichen Formen dabei im Plural gedacht. Sie haben, wenn sie sich auf die Moderne beziehen, stets einen Nationenbezug. Die Einwohnerschaft der Nation wird nicht bedacht. Kulturelles Gedächtnis einer Stadtgesellschaft, einer Region, einer Nation steht bislang im Singular.

Auch im Konzept des kulturellen Gedächtnisses gibt es aber Ansatzpunkte, Eindimensionales zu vermeiden: Aleida Assmann⁵ unterscheidet innerhalb des kulturellen Gedächtnisses zwischen einem Funktions- und einem Speichergedächtnis. Während das Funktionsgedächtnis als gleichmäßig ausgeleuchteter Erinnerungsraum vorgestellt wird, der Rechtfertigungen für bestehende Machtverhältnisse liefert und als lern- und lehrbarer Kanon von Generation zu Generation weitergegeben wird, beinhaltet das Speichergedächtnis - als unbewohnter Raum - weit mehr und ist in seiner Totalität unübersehbar - Museumssammlungen (nicht Ausstellungen, die Teil des Funktionsgedächtnisses sind) gehören dazu. Sie bilden das Reservoir möglicher, noch nicht aktualisierter Erinnerungsanlässe. Mit einer geänderten Fragestellung liefern sie neue, andere, alternative Deutungen der aktuellen Verhältnisse in ihrer Konstruktion aus der Vergangenheit. Im Speichergedächtnis der Gesellschaft befinden sich Sedimente des Vergangenen, die vorübergehend vergessen sind. Hier liegt der Anknüpfungspunkt für einen anderen Blick auf die Geschichte einer Stadt, für die Umdeutung historischer Ablagerungen, eine transkulturelle Stadtgeschichte im Museum.

Offen bleibt aber die Frage, wie viele kulturelle Gedächtnisse in einem Stadtraum vorhanden sind, ob sie multi-kulturell unverbunden nebeneinander stehen, interkulturell in einen gewissen Kontakt zueinander treten oder sich transkulturell durchdringen, um dann wieder ein neues Ganzes, die Identität der Stadt zu bilden.

Museen als funktionalisierte Orte der Identitätsbildung und Traditionserfindung müssten demnach aus dem Speichergedächtnis lediglich die Migrationserinnerungen entstauben und in eine neue einheitliche Geschichtserzählung einspeisen – eine „Integration“ qua Museum. Kann das gemeint sein?

2. Transkulturelle Blicke

Um diese Frage näher zu betrachten - zur Beantwortung ist es vielleicht noch zu früh – möchte ich einen Blick auf das Konzept der Transkulturalität werfen. Haben wir eine gewisse „Blindheit“ der Gedächtnisforschung im Bereich der Vielfalt von Kulturen konstatieren müssen, so ist es auf anderem Gebiet – dem der Migrationsforschung in Geschichtswissenschaft, Sozialforschung und Pädagogik – nicht viel besser. Hier überwiegt statt Vielfalt binäres Denken. Die Beschreibung der Migrationsvorgänge wird um die Pole Integration, Segregation und Rückkehrerorientierung herum angesiedelt.⁶

Postkoloniale und interkulturelle Studien versuchen Herkunfts- und Ankunftsland zusammen zu sehen, dabei konstruieren sie im ‚Dazwischensein‘ oder in der ‚Hybridität‘⁷ einen festen, dritten Ort, an dem Migranten eine neue Identität fänden. Die Literaturwissenschaftlerin Leslie Adelson, die sich mit der deutschen Gegenwartsliteratur türkischstämmiger Autoren beschäftigt, kritisiert diese Sichtweise als zu starr. Das Konzept der ‚Hybridität‘ sei zu sehr ein Identitätskonzept, das von Verkörperungen ausgehe. Kulturelle Differenz sei aber keineswegs eine ererbte Kategorie der Zugehörigkeit, sondern eine historische Bildung. Adelson schließt ihre Ausführungen mit dem Bild einer schwankenden Brücke, die die migrierten Akteure in verschiedenen interaktiven Konstellationen überschreiten, die sie aber nicht verkörpern.⁸

Ähnliche Forschungen, die das Bild der Überschreitung nutzen, betonen unterschiedliche Aspekte, indem sie das Präfix *Trans-* an verschiedene Begriffe binden: Transkulturalität, Transmigration, Transnationalität, transnationale Migration, Transdifferenz oder gar Transhybridität. Gemeinsam ist diesen Konzepten, dass sie von festen Grenzen absehen wollen. Transkulturalität ist Teil dieser „Durchdringungsbegrifflichkeiten“ jenseits des binären Denkens. Der Begriff der Transkulturalität wurde bereits 1940 von dem Kubaner Fernando Ortiz entwickelt und zur selben Zeit von Everett Hughes und Helen M. Hughes im bikulturellen Montréal zur Beschreibung der Prozesse in der Aufnahmegesellschaft genutzt.⁹

Im postkolonialen Diskurs ist der Begriff eher zu einer Perspektive als zu einem fixen Konzept geworden – das vor allem ist der Vorteil gegenüber konkurrierenden Begrifflichkeiten wie „métissage“ oder „hybridity“, wie Dirk Hoerder, Yvonne Hébert und Irina Schmitt in Anlehnung an die Arbeit von Seja Gunew herausstellen: „Transcultural approaches offer the possibilities of opening up the notions of culture and cultural belonging, so as to dwell upon negotiating and networking individual and collective identifications and differentiation.“¹⁰

Dem geplanten Stadtmuseum kann es diesem Konzept folgend demnach nicht daran gelegen sein, mit einigen Reiserequisiten – wie den so beliebten Migrantenkoffern – in einer abgelegenen Ecke des Palais Migration als Kapitel der Stadtgeschichte zu präsentieren, sondern der BLICK auf Stadtgeschichte müsste ein anderer werden.

Wie das gehen kann, das ist für die deutsche Geschichtsschreibung insgesamt ein relatives neues, noch kaum bearbeitetes Gebiet der Forschung, so dass Museen hier durchaus eine Pionierrolle zu kommen könnte. Einige Arbeiten dazu sind natürlich bereits geschrieben, eines der ehrgeizigsten Projekte dieser Art ist sicher das monumentale Werk von Dirk Hoerder „Cultures in Contact. World Migrations

⁴ Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992, S. 52.

⁵ Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 2003.

⁶ z. B. für den Zusammenhang von Integration und residenteller Segregation die kontroversen Beiträge im Sammelband von Martina Löw (Hrsg.), Differenzierungen des Städtischen, Opladen 2002, darunter insbesondere: Hartmut Häußermann/Walter Siebel, Die Mühen der Differenzierung, ebd., S. 29–67 und Thomas Krämer-Badoni, Urbanität, Migration und gesellschaftliche Integration, ebd., S. 69–86; für die Fokussierung auf das Herkunftsland als kulturellen Mittelpunkt bzw. Lebensort der Familienteile, die zurückgekehrt sind, siehe u. a. Athina Paschou, Remigration in die Heimat oder Emigration in die Fremde? Beitrag zur europäischen Migrationsforschung am Beispiel remigrierter griechischer Jugendlicher, Frankfurt/Main 2001; Helga Rittersberger-Tilic, Vom Gastarbeiter zum Deutscher. Die Rückkehrergemeinschaft in einer türkischen Kleinstadt, Potsdam 1998.

⁷ Homi K. Bhabha, Die Verortung der Kultur, Tübingen 2000.

⁸ Leslie A. Adelson, The Turkish Turn in Contemporary German Literature, New York 2005, S. 169f.

⁹ Dirk Hoerder; Yvonne Hébert; Irina Schmitt (Hg.), Negotiating Transcultural Lives. Belongings and Social Capital among Youth in Comparative Perspective, Göttingen 2005, S. 13.

¹⁰ ebenda, S. 14.

in the Second Millenium".¹¹ In seinem fast 800 Seiten starken Buch wählt er konsequent diesen neuen Blick, für den Nationalstaaten und ihre Grenzen, ummauerte Städte und Monokulturalität allenfalls Phasen von sehr kurzer Dauer sind in einer Weltgeschichte, die Migrationsgeschichte ist.

Für Städte und ihre Geschichte ist diese Betrachtungsweise zentral und einsichtig. Ohne Migration, ohne den Einfluss der Menschen, die kommen und gehen, ist Stadt schlicht nicht zu denken. Das heißt auch, dass ein transkultureller Blick auf die Stadt niemals an den Stadtgrenzen - früher den ummauerten, heute den durch die Gemarkung definierten - halt macht. Die Migrationserfahrungen der Einwohner der Stadt weisen über Generationen hinweg aus der Stadt und den Nationalstaatsgrenzen hinaus, in ihrem Handeln dehnen sie die Grenzen der Stadt aus und verändern sie. Selbstbilder und Bilder, die von außen kommen, prägen die Stadt und ihre Bewohner. Die Geschichte der Stadt hinterlässt Spuren in ihr, die der Stadt so eingewurzelt sind, dass sie ihre Bewohner auch dann prägen, wenn diese noch gar nicht über mehrere Generationen in ihr leben. Umgekehrt wirken sich das Leben, die Handlungspraktiken der Bewohner ständig wieder auf die Identitäten der Stadt aus, verändern diese und schaffen sie neu.

Wie kann ein südwestdeutsches Stadtmuseum Migration vor diesem perspektivischen Hintergrund sichtbar machen?

Rainer Ohliger und Mareike König haben in ihrem einleitenden Aufsatz zum Sammelband „Enlarging European Memory. Migration Movements in Historical Perspective“¹² die unterschiedlichen derzeit realisierten Repräsentationen von Migrationsgedächtnissen aufgelistet. Sie unterscheiden zwischen folgenden Formen:

1. „Ethnification“, die vor allem in den USA praktiziert wird. Jede ethnische Gruppe hat ihre eigene Geschichtserzählung, ihr eigenes Museum. Diese Geschichten sind zugleich wesentlicher Bestandteil der Nationalgeschichte; die kollektiven ethnischen Gedächtnisse stehen nebeneinander ohne ein gemeinsames Produkt.

2. „Assimilation“, Frankreich ist das sprechendste Beispiel für diese Form. Es wird EINE Republik, EIN ethnisch neutraler Franzose erzeugt. Immigranten sind wesentlicher Bestandteil der Gesellschaft und Geschichte, aber es wird in der staatlichen Gedächtnispolitik eine gemeinsame Vergangenheit erfunden ohne lokale oder ethnische Unterschiede.

3. „Distinctive integration“, wie sie in Deutschland für die sog. „Vertriebenen“ oder in den Niederlanden für Indonesier praktiziert wird - d.h. einzelne Migrantengruppen werden privilegiert; ihre Geschichte wird in die nationale Geschichtserzählung integriert, ihre Geschichte aber separat gelassen. Der Staat unterstützt ihre Institutionen und Museen. Sie sind vertrieben oder (de-)kolonisiert und haben prinzipiell Opferstatus.

4. „Non-representation“- diese negative Repräsentationsform findet sich im Umgang der westeuropäischen Staaten mit der Arbeitsmigration ab den 1950er Jahren sowie in Zentral- und Osteuropa im Umgang mit einheimischen Minderheiten. Diese Migrationsgeschichte wird ausgeblendet aus der nationalen Geschichtsschreibung, weil man sie als zur eigenen Geschichte nicht zugehörig begreift. Der Effekt des Ausschlusses ist zwar derselbe wie bei der Assimilation, aber der Gehalt ist anders: Hier wird aktiv und bewusst ausgeschlossen, ein Fremdes, Anderes definiert.

5. „Multicultural“, dieses Idealbild wird in Canada und in der Schweiz (hier bezogen auf die vier nationenbildenden ethnischen Gruppen) praktiziert, zumindest den Absichten nach. Mehrheits- und Minderheitsgruppen werden gleich gewichtet, ihre Geschichten konstruieren zusammen eine Vergangenheit der Nation. Auch Minderheiten werden vom Staat in ihrer Geschichtsrepräsentation unterstützt.

Die Auflistung zeigt einerseits, dass man aufgrund der unterschiedlichen staatlichen Geschichtspolitik nicht einfach die musealen Praktiken anderer Länder übernehmen kann. Andererseits wird deutlich, dass das Konzept der Transkulturalität hilfreich dabei sein könnte, Repräsentationsformen für Migration im Museum zu finden, die weder der Gefahr des Verschwindenlassens noch der Tribalisierung erliegen.

Mit dem Konzept der Transkulturalität muss in jedem Fall vorsichtig umgegangen werden in dem Sinne, dass die Durchdringung, das Transzendente nicht wieder feste Ränder und Grenzen bekommt. Das Stadtmuseum als ein Ort, an dem nach den Erwartungen der Kommune und der Bürger, Identität üblicherweise konstruiert - nicht dekonstruiert - wird, darf nicht unter dem Deckmantel der Transkulturalität kulturelle Vielfalt wieder zum Verschwinden bringen.

In diesem Sinne äußerten sich auch die bislang befragten Multiplikatoren der Migrantenkulturvereine in einer von uns eben durchgeführten Pilotstudie. Das Eigene wie das Andere wollten alle im Museum vorfinden und eine Geschichtserzählung der Stadt, die deutlich macht, dass sie schon immer eine Geschichte von Ein- UND Auswanderung gewesen sei.

Transkulturelle Blicke nehmen eine andere Perspektive auf Dinge und ihre Geschichte ein und tauschen nicht etwa den Zunftpokal gegen den Migrantenkoffer ein. Wie könnte sich das auf das Sammeln und das Ausstellen auswirken?

3. Objekte und Prozesse

Von den verschiedenen Strategien ist die Gleichberechtigung aller Gruppen, die den schweizerischen bzw. den kanadischen Ansatz ausmachen, ein wichtiger Ansatzpunkt. Allerdings werden wir nicht 170 Nationen repräsentieren können. Vermutlich können wir noch nicht einmal den 23, höchst unterschiedlichen und in ihrer Eigenständigkeit sehr selbstbewussten Stadtbezirken gerecht werden. Es muss vielmehr darum gehen, Themen zu finden, die die durch Migration ausgelösten Veränderungsprozesse darstellen können – ein Programm, das Gottfried Korff also schon für uns geschrieben hat, als er bei einer Tagung der Arbeitsgruppe Sachkultur-forschung und Museum der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde zum Thema „Museum und Migration“ eben hier vor rund vier Jahren feststellte: „... [das] Ortsmuseum [kann] so dazu beitragen, die Gesellschaft als Gesellschaft im Wandel, in Bewegung, in ständiger Transformation zu explizieren, als Gesellschaft, die durch Kulturen und Plural und so durch dauernde Fremdheitserfahrungen, durch dauernde Kontakt- und Kontrasterfahrungen gekennzeichnet ist.“¹³

Ausgangspunkte für unsere konzeptionellen Überlegungen sind:

1. Die Stadt insgesamt ist ein Ergebnis von Migrationsprozessen. Dies gilt für alle Städte, aber für Stuttgart insbesondere, als dass der Reichtum der Stadt

¹¹ Dirk Hoerder. Cultures in Contact. World Migrations in the Second Millenium. Durham; London 2002.

¹² Rainer Ohliger, Mareike König, „Facing Migration History in Europe Between Oblivision and Representation“. In diess. (Hg.). Enlarging European Memory. Migration Movements in Historical Perspective. Ostfildern 2006, S. 11-19

¹³ Korff, „Fragen zur Migrationsmusealisierung“. In: Hampe (Hg.) Migration und Museum, Münster 2005, S. 13

aus den, im anglo-amerikanischen Raum so treffend als „human resources“, also den Menschen geschöpft ist. Rohstoffe gab es nicht, Handelsstrassen auch nicht. Nach Stuttgart kamen die Ressourcen schon immer auf zwei Beinen – egal ob es Künstler, Eisenbahnarbeiter, Studierende oder Arbeiter waren. Wir können das Thema der Migration also gar nicht auslassen oder in einem eigenen Ausstellungsbereich als einen Teil der Stadtgeschichte darstellen – die Migration zieht sich wie ein roter Faden durch die jüngere Geschichte der Stadt.

2. Unser zukünftiges Publikum wird in den Jahren nach der Eröffnung voraussichtlich mehrheitlich einen Migrationshintergrund haben. Für die Kinder und Jugendlichen gilt dies heute schon.

3. Eine zweite, auf das zukünftige Publikum bezogene Überlegung ist wichtig. Ich gehe davon aus, dass zum Zeitpunkt der Eröffnung des Stadtmuseums Stuttgart Ende 2012 das Thema der Migration bereits ein Thema ist, das nicht mehr neu ist, sondern – zumindest von Museumsgängern – als Teil des auszustellenden Kanons erwartet wird. Vielleicht ist diese Sicht optimistisch, aber angesichts der vielen Tagungen und auch schon unternommenen Ausstellungsprojekte scheint diese Vision nicht ganz von der Hand zu weisen.

Welche Themen sind relevant angesichts der soziodemographischen Entwicklung der Stadt? Die bestehenden Geschichtsdarstellungen sind es vermutlich nicht, denn es gibt, wie Rainer Ohlinger und Jan Motte in ihrer Publikation *Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft* ja treffend festgestellt haben, keine geteilten Erinnerungen von Deutschen und Migranten.¹⁴ Es gibt auch, wie bereits dargestellt wurde, keine lieux des memoires der gemeinsamen Vergangenheit, die nun auch schon beinahe 50 Jahre währt. Museen müssen diese erst schaffen. Dies könnte eine unserer Aufgaben sein. Dabei sind wir, anders als viele Museen, nicht durch unsere Sammlung gebunden.

All dies bildete den Ausgangspunkt für unser Leitbild, das als Entwurf steht. Das Leitbild wurde im Gespräch mit verschiedenen Gruppen und Vertretern der Stuttgarter Bürgerschaft, mit dem „Beirat Stadtmuseum“ sowie mit Unterstützung von internationalen Kollegen entwickelt, die wir im September 2008 zu einem nicht-öffentlichen Hearing eingeladen hatten.¹⁵

Die wichtigsten Punkte unseres Leitbildes sind:

- Das Stadtmuseum ist eine Annäherung an Gegenwart, Geschichte und Zukunft der Stadt. Aktuelle Themen und Fragestellungen dienen als Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit den Geschichten der Stadt und ihrer Bewohner. Das Wissen um die Entwicklung der Stadt soll helfen, die Gegenwart perspektivenreicher zu beurteilen und die Zukunft informierter gestalten zu können. Die großen städtischen Fragen der Gegenwart sind die Fragen der sozialen Integration und des Umgangs mit den Ressourcen.

- Das Stadtmuseum will die Menschen – als Besucher ebenso wie als Akteure in Vergangenheit und Gegenwart – in den Mittelpunkt seiner Arbeit stellen. Das bedingt eine besondere Zielgruppenbewusstheit in der Ausarbeitung der Themen und auch im Serviceangebot. (Wohlgemerkt stehen die Menschen im Mittelpunkt, nicht die Objekte)

- Wir wollen eine Kultureinrichtung sein, aber ebenso eine Bildungseinrichtung und ein öffentlicher Raum. Wir möchten unseren Besuchern einen transkulturellen Blick ermöglichen – über die Grenzen von Ge-

nerationen, Nationalitäten und Stadtteilen hinweg

- Die Durchlässigkeit, also Museumsaktivitäten außerhalb des Museums und Kooperationen mit unterschiedlichsten Partnern soll ein Prinzip unserer Arbeit sein.

- Im Mittelpunkt unserer heutigen Präsentation steht die Frage, wie wir einen transkulturellen Blick initiieren können.

Das Konzept der Transkulturalität, das in der deutschsprachigen Literatur vor allem von Wolfgang Welsch vertreten wird, bietet uns eine Planungsperspektive. Welsch beschreibt sein transkulturelles Kulturverständnis so: „Kulturen sind intern durch eine Pluralisierung möglicher Identitäten gekennzeichnet und weisen extern grenzüberschreitende Konturen aus. [...] Die Kulturen sind hochgradig miteinander verflochten und durchdringen einander. Die Lebensformen enden nicht mehr an den Grenzen der Nationalkulturen, sondern überschreiten diese und finden sich ebenso in anderen Kulturen.“¹⁶ Ohne dass Welsch sich hier explizit auf Städte beziehen würde, beschreibt er eben das, was Städte heute kennzeichnet: Vielfalt, Vermischung und Entstehung neuer Formen. Welsch ist ein lebensnaher Philosoph und gibt uns auch den Ansatz eines Handlungskonzeptes mit auf den Weg, wenn er sagt: „Die Entdeckung und Akzeptanz des Individuums seiner transkulturellen Verfasstheit ist eine Bedingung für die Anerkennung gesellschaftlicher Transkulturalität.“¹⁷ (Übersetzung AD)

Wie also werden wir zu einem Ort, an dem unsere Besucher ihre „transkulturelle Verfasstheit“ erkunden können?

1) Wir müssen einen Prozess entwickeln, mit dessen Hilfe wir das Museum als Speicher und Präsentationsort von Geschichten und Objekten füllen. Diesem Prozess muss eine transkulturelle Perspektive zugrunde liegen. Wir müssen neu sammeln. Das bedeutet auch, dass wir uns auf die Zeit des noch lebenden, kommunikativen Gedächtnisses stützen müssen. Ob wir angesichts der vorhandenen Archivalien und Objekte noch weiter zurückgehen können, wage ich zu bezweifeln. Wir müssen das Speichergedächtnis für diese Art der städtischen Selbstdarstellung erst noch schaffen. Wir brauchen also einen Planungsprozess, der schon jetzt darauf abzielt und versucht, möglichst viele interessierte Stuttgarterinnen und Stuttgarter mit ins Boot zu holen. Der transkulturelle Blick auf die Objekte der Stadtgeschichte wird erst möglich, wenn wir sie gesammelt haben.

2) Wir müssen die Gegenwart als Ausgangspunkt nehmen, denn zu ihr haben alle potentiellen Museumsbesucher einen Bezug. Von der Gegenwart der Stadt gehen wir in die Geschichte, aber auch in die Zukunft.

3) Wir müssen Angebote schaffen, die das Museum bzw. seine Objekte als einen Auslöser für Kommunikationsprozesse nutzen.

Kurz gesagt, wärmen wir eine alte und bewährte Methode namens Partizipation wieder auf. Und das gilt für die Planung mit dem zukünftigen Publikum als auch für die Konzeption der einzelnen Angebote des Museums. Wir sehen die Prozesse, die das Museum als Kultur- und Bildungseinrichtung anstößt als entscheidend und greifen damit auf das Konzept des aktiven Museums zurück, das Rita Klages formuliert hat.

Um jetzt endlich konkret zu werden, möchte ich Ihnen ganz kurz vier Projekte vorstellen, die wir bereits angestoßen haben:

1) Zum einen haben wir im April zusammen mit dem

¹⁴ Jan Motte and Rainer Ohlinger, *Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft*. Essen: Klartext, 2004.

¹⁵ Dazu entstand der Tagungsband „A City Museum for the 21st Century – Ein Stadtmuseum für das 21. Jahrhundert. Stuttgart, 2008

¹⁶ Wolfgang Welsch, „Transkulturalität – zur veränderten Verfasstheit heutiger Kulturen“. In: Institut für Auslandsbeziehungen (Hrsg.). *Migration und Kultureller Wandel*, Schwerpunktthema der *Zeitschrift für Kulturaustausch*, 45. Jg. 1995.

¹⁷ „the individuals' discovery and acceptance of their transcultural constitution is a condition for coming to terms with societal transculturality“. Wolfgang Welsch, „Transculturalität – the Puzzling Form of Cultures Today“. In: Mike Featherstone and Scott Lash (ed.). *Spaces of Culture: City, Nation, World*. London, 1999: 194-213.

Ludwig-Uhland Institut für empirische Kulturwissenschaften der Universität Tübingen ein dreisemestriges studentisches Forschungsprojekt begonnen. Ziel ist es herauszufinden, ob und wie sich die Stuttgarter und Stuttgarterinnen mit ihrer Stadt identifizieren, und welche Orte und Objekte für sie dabei eine Rolle spielen. Ab dem Spätsommer werden 30 Studierende ins Feld gehen und unterschiedlichste Bevölkerungsgruppen befragen. Gleichzeitig soll mit diesem Projekt auch gesammelt werden.

2) In Ergänzung zu diesem Projekt werden wir die bereits erwähnte Recherche zur Migrationsgeschichte der Stadt unternehmen, die ebenfalls das Ziel hat, Geschichte und Objekte zu generieren.

Die Ergebnisse beider Forschungsunternehmen werden in der Zusammenschau mit den Ergebnissen der bereits laufenden historischen Recherchen in einer Sonderausstellung vermutlich Anfang 2010 präsentiert werden.

3) Dass Kinder und Jugendliche für uns eine besonders wichtige Zielgruppe sind, habe ich bereits erwähnt. Wir sind deshalb an alle Stuttgarter Schulen herantreten, mit der Frage, ob Sie Interesse, Lust und Zeit hätten, gemeinsam mit uns bereits jetzt Aktivitäten für den Unterricht und für Projekttag zu entwickeln. Erste Aktivitäten – wir fassen Sie unter dem leicht kommunizierbaren Begriff des „Museumskoffers“ zusammen, auch wenn wir noch nicht wissen, ob es eine Kiste, ein Koffer oder etwas ganz anderes wird sollen bereits Mitte 2009 zur Verfügung stehen. Es habe sich bereits 16 Schulen gefunden, die mit uns zusammen arbeiten wollen und drei konkrete Schülerprojekte sind bereits definiert.

4) Die zweite Aktivität für Kinder und Jugendliche, die bereits jetzt angestoßen wird, ist die Vorbereitung des zukünftigen Museumsbereichs für diese Zielgruppe. Wir wollen als einen Bereich des Museums ein „Stadtplanungslabor“ einrichten, in dem Kinder ab ca. 8 Jahren und Jugendliche sich mit den technischen und sozialen Fragen der Stadtplanung und Stadtentwicklung beschäftigen können. Damit dieses Labor einen konkreten Bezug zur Lebenswelt der Kinder und Jugendliche hat, sollen sie hier – soweit möglich – an aktuellen Stadtplanungsvorhaben beteiligt werden können. Und um uns selbst treu zu bleiben, wollen wir diesen Bereich auch unter Beteiligung von Kindern und Jugendlichen planen. Hier stehen wir erst ganz am Anfang unserer Überlegungen, weshalb ich noch nicht sagen kann, ob das alles so funktionieren wird.

Wir können heute noch nicht sagen, wie wir den transkulturellen Blick umsetzen, denn wir müssen erst die Grundlagen dafür schaffen. Das, so hoffen wir, erreichen wir, in dem wir verschiedene Zielgruppen ganz gezielt zur Unterstützung unserer Planung einladen. Partizipation hat, das wissen Sie alle, Grenzen und entbindet uns nicht von der eigenen kreativen Arbeit. Ich sehe jedoch in einem partizipativen Vorgehen die vielleicht nicht einzige, aber eine gute Möglichkeit, das Stadtmuseum Stuttgart als einen Ort zu entwickeln, an dem die Stadt als Ort permanenter Veränderung vor dem Hintergrund ihrer Vergangenheit diskutiert werden kann.